

Die Neue Welt

Nr. 10

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1901

Am Wege sterben.

Roman von J. J. David.

(Fortsetzung.)

Herr Karl Stara stand harrend am Eingange des Volksgartens. Pferdebahnwagen nach Pferdebahnwagen rollte vorüber. Er wartete, einen Rosenstrauch in der Hand, auf's Beste herausgeputzt und mit jenem etwas hämlichen Ausdruck, den die Ungewißheit jedem Gesichte verleiht. Die Sonnen, die Reif und Wärme tragend, mit ihren Pfleglingen an ihm vorübergingen, sicherten und nickten einander zu, wie sie den sehr ernsthaften Mann sahen.

Endlich kam Olga. Sie trug eine gelbseidene Blouse. Der gelbe Strohhut auf den braunen Haaren, in denen immer noch etwas vom Golde der ersten Jugend schimmerte, war mit rothen Rosen besetzt, die einen Widerschein auf ihr eigentlich blaßes Gesicht mit den grauen und fröhlichen Augen darin warfen. Sie reichte ihm herzlich die Hand; mit einer hastigen und freundigen Geberde befestigte sie den Strauch nickender Theerosen an ihrem gelben Gürtel. Sie hatte ihren schönen und glücklichen Tag; sie wußte das, und es erhöhte ihre herzhafteste Willamigkeit.

Hinter dem umfriedeten Raume spielte die Militärkapelle. Die Beiden schritten auf und ab. Das Mädchen horchte der Musik, und jeder frische Walzer weckte eine hübsche Erinnerung in ihm. Sie liebte den Volksgarten. Er hat etwas von der halben Oessentlichkeit und wieder von der verhöhlten Vertraulichkeit eines Ballsaales. Man ist im Grünen und dennoch reißt die Stadt allenthalben heran. Es ist meist bessere Gesellschaft, was man so sagt, die sich hier findet. Ein ziemlich lebhaftes Gemüth; man verliert sich darin und weiß sich wieder zu treffen. Daß man aber nicht ganz vom Wege komme, so steht allenthalben die Ringstraße oder die nahe Burg mit den an ihr angegliederten Palästen durch die zierlichen Gitterstäbe hindurch, und man hört das Klingeln der Pferdebahn und das Klappern derer, die draußen auf dem Ring lustwandeln, sieht die hellen Gewänder. Es ist ein fröhliches Weilen. Wie eine Musik klingen alle diese wirren und wechselnden Laute ineinander. Eine schweicheliche Walzerweise schlägt durch. Ein erhöhtes, ein reiches und wohlgefitetes Leben wogt um Einen und mit weichen und spielenden Wellen. Und dazu wölben sich grüne und dicke Kastanien über Denen, die sich hier ergehen; ernst und weiß schimmern die strengen Säulen eines Tempelbaues durch das Grün der Laubgänge. Und es blinkt von fremden und anten Blumen in jatten Rasenbeeten.

Sie gingen einige Male ziemlich hastig auf und nieder. Man sah, wie wohl es dem Mädchen that, nach dem endlosen, gestitteten Sitzen im Pferdebahnwagen, nach der immerhin langweiligen Fahrerei

durch gebohnte Straßen, an traurigen Zinstafeln vorüber, die jungen und gelenten Glieder gebrauchen zu können. Endlich blieb Olga vor der Musik stehen. „Hübsch ist's da, Herr Stara. Immer einmal hübscher wie das letzte Mal. Mir gefällt's da, wie sonst nirgends in Wien.“

Er nickte nur aus seinen Gedanken heraus. Eben begann man „Rosen aus dem Süden“ zu spielen. Ja — der Süden — das war es wohl. Dorthin, wenn auch nur auf einige Tage. Und seine Augen hasteten begehrlig auf dem schlanken Körper, der sich unbewußt in den Hüften hob, dem Takte gehorsam. Sie fühlte seine Blicke auf sich ruhen und ließ sie sich ganz gerne gefallen, in der sicheren Gelassenheit eines Weibes, welches wohl weiß, daß seine Schönheit Verlangen wecken muß und zugleich in sich die Mittel kennt, sich die entflammte Liebe nicht näher kommen zu lassen, als ihr eben genehm ist. Endlich wendete sie sich und lachte ihr helles, feines, jubelndes Lachen:

„Und das ist Alles, was Sie mir zu sagen haben, Herr Stara?“

Er wurde roth — und das gefiel ihr eigentlich wieder an ihm. Er stotterte in Verlegenheit: „Ich dachte nur eben, Fräulein!“

Ein Bekannter ging grüßend vorüber. Sie nickte mit aller Unbefangenheit, wie Eine, die weiß, daß ihr nicht gut etwas mißdeutet werden kann. Herr Stara aber stammelte: „Ich dachte, wenn man uns hier sieht . . .“

Den geheimen Wunsch, man möchte sie doch nur mit ihm bloßgestellt glauben, errieth sie nicht. So lachte sie denn abermals, noch vergnügter, fast wie ein Schulfrauen, das eben einen arglistigen Streich hinter sich hat, und sah ihn ruhig und voll in's Gesicht, daß ihm ganz schweiß ward.

„Na, also — das hat man davon. Also: Sie gentren sich nicht, mit mir gesehen zu werden. Und ich dachte schon, der liebe Himmel allein weiß, wie wichtige Sachen Sie nicht mit mir da auszumachen und zu bereden haben.“

Er wurde verlegen . . . „Aber gnädiges Fräulein . . . wo denken Sie hin?“

Ihr machte seine Unbeholfenheit immer mehr Spaß; sie ergötzte sich daran, an ihrer Ueberlegenheit, und unterhielt sich ganz ausgezeichnet dabei. Je gelassener und heiterer sie aber wurde, desto tiefer sank sein Vertrauen in den Plan, den er so klüglich ausgeheckt meinte. „Aber, Fräulein,“ stotterte er, „ich dachte ja nur, man kann hier nicht vertraulich genug reden, so wie mir's heute zu Herzen ist und wie ich eben heute mit dem gnädigen Fräulein reden möchte . . .“

„So,“ machte sie gelehrt. „Ich meinte, ge-

rade hier könnte man's. Hier hat Jeder mit sich selber oder mit Anderen zu thun. Sieht also nicht Acht auf uns. Und hier darf man uns Zwei mit-sammen sehen. Denn zu verstecken haben wir doch nichts mit einander und vor Niemandem, Herr Stara?“

„Leider,“ ächzte er und sah dabei so komisch unglücklich aus, daß sie wieder lächeln mußte. Nein — der Mann war nicht gefährlich oder höchstens aus einer gewissen Entfernung, durch die er nur gewann. Den durfte man sich getroßt näher kommen lassen. Und in einer recht übermüthigen Laune schob sie ihren Arm in den seinen.

„So gehen wir wenigstens wieder, Herr Stara!“

Seine Unsicherheit stieg in's Maßlose, wie er so den blühenden Leib unmittelbar an sich fühlte. Es duftete auch so stark nach heftigen Parfüms in dem Garten, der sich allmählig zu überfüllen begann. Auf allen Mondeln saßen Kopf an Kopf Männer und gepunkte Frauen, Jauchzen der Kinder stieg gen Himmel. Sie jagten sich, aufgedonnert wie zierliche Affchen, um den Tempel, versteckten sich. Hinter den feierlichen dorischen Säulen guckten braune und blonde Köpfechen vor, die Haare wehend in ungestümmter Bewegung, die Gesichter geröthet, die Kleidchen flatternd um die warmen, in Freudigkeit zuckenden Körperchen. Und die Musik sang rhythmisch und fordernd, dann wieder stehend in geheimer Bitte in dies Alles hinein, und in den Baumkronen war ein Wogen und ein Leises, klagendes Wechzen, wie sich nun der frische Abendwind erhob und mit seinem kühlen und waldduftigen Athem vom Stahlengebirge hineinbrachte in dies überlebendige Leben, das Olga bestaunte, wie wenn sie's noch nie so, ebenso gesehen hätte wie diesen Tag. Endlich, es waren eben zwei Miethseffel frei geworden, setzten sie sich. Herr Stara so eng an sie wie nur möglich. Die Hand mit dem hellen, gelben Handschuh, der hoch hinauf ging, lag ihr im Schooße. Und unversehens ergriff sie Stara: „Fräulein Olga . . .“

Sie sah ihn recht spitzbübisch, mit lachenden Augen und blanken Zähnen an: „Ja, so heiß' ich, mit Taufnamen. Und getauft bin ich bei St. Stephan und vom Erzbischof von Wien. Und meine Taufpatrin war eine Russin von der Botschaft. Feiner kann man's schon nicht mehr haben. Aber — es schickt sich eigentlich doch nicht gut, daß sie mich so ohne Weiteres dabei anreden, Herr Karl Stara.“

Er hörte nur das Karl. „Fräulein Olga, gnädiges Fräulein! Sie sind so schön . . .“

Sie verwunderte sich: „Nein! Um das zu hören, ist es freilich schon dafür gestanden, daß ich von Dornbach hereingekommen bin.“

„Gnädiges Fräulein Olga,“ er drückte ihre Hand fester. „Sie sollten mich nicht ausspotten.“

„Thu ich's denn?“ antwortete sie überlegen und zog die Hand sachte und unmerklich zurück. „Das habe ich sonst nicht in der Gewohnheit.“

„Sie sind schon gewesen zu mir, gnädiges Fräulein Olga, wärmer, sehr viel wärmer und schon oftmals.“

„Ja, bin ich's?“ entgegnete sie nachdenklich. „Das kommt wohl so und geht wieder so und läßt sich nicht kommandieren.“

„O, mein gnädiges Fräulein Olga!“ Er machte sein steinungslüchliches Gesicht und sah so bekümmert und niedergeschlagen aus, daß sie in ihrer Gütmüthigkeit das Bedürfnis fühlte, ihn zu trösten. „Und was meinen Sie eigentlich? Soll ich Ihnen vor den Leuten da um den Hals fallen und Sie abküssen, Herr Stara?“

„Erinnern Sie sich also noch daran,“ machte er ganz entzückt.

„Ja.“ Sie wiegte nachdenklich den Kopf, „gewiß, gerne und warum denn auch nicht? Es war so schön und voller Mond. Und der Park uns gegenüber war eben zart und schwarz wie ein Geheimniß, und etwas Silber vom Mond auf den Baumkronen. Und ich hab' das so gern und Sie hatten eben Chopin gespielt, die Nocturne, und Lou um Lou tropfte so geisterhaft wie noch nie, und ich allein habe Sie durch unseren Garten bis zum Thor begleitet und da hab' ich mir gedacht: „Das ist nicht bezahlt mit drei Gulden die Stunde.“

Sie brach ab, ein Lächeln der Erinnerung flog flüchtig über ihr Gesicht und sie reichte ihm die Hand.

Er beugte sich darüber, drückte sie leidenschaftlich, hatte das Gefühl, er müsse etwas Poetisches erwidern, und es fiel ihm durchaus nichts ein, was nicht selbst geradezu hässlich gewesen wäre. So schwieg er lieber, küßte den Handrücken unablässig, daß sie fühlte, wie es ihr den Arm hindurch aufstieg, höher, bis zum warmen, pochenden und verlangenden Herzen. „Ah, Olga, Fräulein Olga,“ flüsterte er unablässig wie in einer Bergpredigt. Ihr genügte diese gesammelten Worte. Die Stimmung der Stunde, eine Erinnerung aus der Vergangenheit, an ihr einzig Geheimniß vor den Eltern überkam sie und machte auch sie weich.

Er fühlte die Genuß des Augenblicks. Er neigte sich ihr zu und flüsterte heiß in ihr zugewandtes Ohr. Dazu spielte man drüben gerade eine süße und begehrlische Weise, und in ihr schwoh Alles mit diesen Tönen und diesen rauschenden, schwellenden, verlangenden Klängen. „Fräulein Olga! Ah, gnädiges Fräulein.“ Sie schloß sich ab, ihre Bekümmertheit zu verbergen. „Aber ihre runde Wangen jaude... Was wollen Sie denn, Herr Stara?“ hauchte sie und empfand, wie mit jedem Leisen Wort des Geheimniß sein goldenes Netz enger um sie Reibe warf.

„Küssen Sie, was ich mir damals gedacht hab'?“ Olga, wissen Sie's?“ Und er verhielt ihre Hand, daß es ihr wehe that. Dennoch empfand sie in dem festen Schmerz eine verheißene Süßigkeit, eine Art Bängigkeit der kühnen Überlegenheit des Mannes neben ihr, der mit einem Male alles lächerlich und schmerzhaft verloren hatte, das ihm in ihren Augen noch vor Augen angehaftet.

„Was denn, Herr Stara?“ sprach sie sehr weich und sehr langsam.

„Ich hab' mir damals gedacht: Wenn sie doch mein wäre! Für immer und vor der ganzen Welt...“

Sie verstaute zu spotten: „Da haben Sie jaust nicht den hässlichsten Einfall und den schlechtesten Geschmack in Ihrem ganzen Leben gehabt.“ Dann aber, lächlich und mit durchschimmerndem, ehrlichem Gesicht: „Herr Stara... Karl... Das hab' ich mir damals auch schon manchmal gedacht...“

„Olga!“ Er schrie auf. Es lag ihm auf der Brust wie ein Alp. Er mußte sprechen, wenn er nicht erstickt sollte.

Sie sah noch immer und mit dem gleichen, verlorren Blick in's Weite. „Nicht so laut, Karl. Sein Häßlicher, lieber Stara!“

„Olga — Sie werden mir aber niemals zuhause gehen. Der bin ich denn? Und wer bist Du?“

Das „Du“ klang wie ein Schrei, ohne inneren Grund. „Wie denn, was zu früh kam.“ Er

werden schon, denn ich. Nur müssen Sie vorher etwas erreichen, und man darf die Geduld nicht verlieren und sich durch ihren Einspruch nicht gleich heirren lassen, Herr Stara!“

„Ich kann aber nicht mehr warten. Ich gehe dann zu Grub', Fräulein Olga! Ich trag' das mit mir herum, das weiß unser lieber Heiland allein, wie lange schon. Ich glaube, seit ich Sie kenne. Ein anderer Mensch bin ich geworden, Fräulein, durch Sie. Ein Lump bin ich gewesen, und ein braver Kerl bin ich, der sich plagt und was auf sich hält und nicht mehr sich wegwirft an Lumpenhande und schlechte Mädchen, die nur warten, daß ich ihnen winter thü' wie früher, und Einer bin ich, der an nichts denkt, nur an Sie, Fräulein. Und soll das Alles umsonst gewesen sein? Olga! Liebe Olga! Erbarmen Sie sich!“ Es war Alles sehr ehrlich gemeint und sogar empfunden, was er sprach. Und dennoch zischelte ein falscher Ton durch, den sie sehr genau bemerkte. Auch begann sie das Flüstern, das sie anfangs heraufsch, nun schon nervös zu machen. „Noch aber hielt die weiche Stimmung vor.“

„Ja, aber was dann, Herr Stara?“

„Ich hab' mir's ausgedacht und nicht erst seit heute, Olga... Zwingen mußte man sie, wie Deine Mutter ihre Eltern gezwungen hat...“

„Nicht erst seit heute?“ fragte es in ihr. „Ja — wie meinen Sie das?“ erwiderte sie laut.

„Sie werden anders nie nachgehen.“ jammerte er beweglich und küßte abermals ihre Hand. „Außer wir müßten fort, zusammen. Alles Glück vorweg nehmen müßten wir. Dann nämlich kann man uns nichts mehr nehmen. Wir sind arme Teufel alle zwei, liebes Fräulein Olga...“

„Wir?“ entgegnete sie verwundert. „Wir?“

„Also bin ich's,“ stammelte er, „und ich hab' vor- geforgt für Alles. Das Geld habe ich bei mir. Zur Bahn und fort. Und übermorgen ist Alles gut...“

„Ich soll für Ihr Geld reisen? Das kommt mir doch komisch vor...“

„Ich bit' Dich, Olga! Hat's denn Deine Mutter anders gemacht? Ein Telegramm und sie geben nach und sind nicht unversöhnlich.“

„Es ist aber auch danach ausgegangen,“ entgegnete sie und wiegte nachdenklich das Haupt. „Ich wünsche mir's anders. Und Sie wissen ja, wie das im Grunde bei uns zugeht, wissen's so gut wie ich.“

„Es soll auch anders werden. Olga, liebe Olga!“ Er faltete bittend die Hände.

Sie fühlte, daß wieder ein Theil seines Dannes brach, als er sie los ließ. Sie sah sumend und wie ungeschlüssig nieder auf ihren Handrücken. Da waren häßliche Flecken von seinem Munde, und sie wüßte unbewußt daran. Dann, mit einer ungewollten, ungeschümmten Wendung, sah sie ihm in's Gesicht. Es glom in seinen sonst verschleierte Augen ein mächtiges Feuer, das ihr nicht mehr bedrohlich war und also gründlich mißfiel. So durfte man sie nicht ansehen. Sie erhob sich. „Ich denke, wir gehen, Herr Stara. Erwartet auf Sie hätt' ich. Auch Jahre. Durchgehen mit Ihnen thü' ich nicht...“

Er war ganz vernichtet. „Olga,“ bat er, „gnädiges Fräulein Olga!“ In ihr aber war die Grausamkeit des Weibes erwacht, das rechtzeitig erkannt, einen wie jähesen Schritt es zu ihm gemacht war. Sie schritt sich immer gegen Den, der es dazu bewegen gewollt. Sie nahm ihre Schritte den Ausgang zu. Es dunkelte bereits; die Gasflammen waren entzündet und glommen in leuchtender Reihe zwischen den Lampen. Es klang und sang immer noch um sie; aber Lüge und Weisen fanden keinen Nachhall mehr in ihrem Herzen und hatten also auch keine Macht mehr über sie. Am Ausgang blieb er stehen, faltete nochmals die Hände und sah sie noch einmal beweglich an. Sie erwiderte keinen Blick, mußte ihn und begriff durchaus nicht, wie dieser Mann, der nur so jämmerlich vor ihr stand, so kurz vorher auch um für einen Augenblick in ihr einen Sturm hatte aufzucken können, stärker, als er geahnt, als er zu mühen verstanden. Sie fühlte sich jetzt schon als Siegerin, als die überlegene Dame.

„Olga,“ bat er noch einmal.

„Sie wünschen, Herr Stara? Aber ja — nicht wahr, Sie wollen mich nach Hause begleiten? Sie haben Recht. Eine Dame braucht Begleitung, ich hab' das erst heute gesehen. Sonst allein kann sie immer unziemlichen Zumuthungen ausgesetzt sein. So haben Sie's doch gemeint — nicht wahr?“

Sie stieg ein. Er zögerte. „Ich bitte,“ gebot sie sehr bestimmt. Er sprang auf den rollenden Wagen, stellte sich neben sie. Kein Wort wurde während der ganzen langen Fahrt zwischen ihnen gewechselt. Man war am Ziele. Sie vernichtete sich: „Ich danke für die Begleitung. Sie werden aber hoffentlich selber begreifen, daß Ihr Verbleiben in meinem Elternhause nach dem heutigen Tage sehr Ende haben muß. Ich möchte mich nicht wieder ähnlichen Zumuthungen ausgesetzt sehen. Ich will auch nicht immer an meine Unbedachtsamkeit erinnert sein. Einen Grund für Ihr Ausbleiben werde ich schon finden. Gute Nacht, Herr Stara.“

Er sah ihr nach, ohne ein Wort zu wissen. In ihm würgte es und Alles stockte. Wie langsam stieg er nur ging. Ganz so, als könnte ihm der Einfalt kommen, ihr nachzuströmen, über sie herzufallen und — und was? Und als wollte sie ihm zeigen, wie gar nicht sie sich in einem solchen Falle vor ihm fürchte. Er fühlte sich die Thränen kommen, schluckte und taute an ihnen und sah dabei so heillos abbernen und gottverlassen aus, daß selbst eine Art Gel in ihm aufstieg, da sie zurückschaute und ihn immer noch so jammervoll dastehend erblickte. Sie griff an den Gürtel. Da steckten immer noch seine Nojen. Er roch herzhast zu ihnen und warf sie dann mit einem hastigen Geberde von sich. Nun erst fühlte sie sich vollends befreit.

Herr Stara war kein Phantast. War es höchstens in seinen Berechnungen, nicht, wenn er nachher in Ergebnis überprüfte. Er wußte nun schon — die Spiel war für immer aus, das Gebäude sein Zukunft, an dem er durch Jahre mit heimlich Kunst und Mühe gezimmert, war in diesem Augenblick für immer und vernichtend eingestürzt. In ihm lastete es mit voller Wucht. Er war nie niedergeschlagen und körperlich ermüdet; und in ihm das Mädchen endlich bei einer Biegung d Weges entschwand, da brach er förmlich und schmol auf einer Bank nieder. Mühselig hielt er noch sich. Klauerte sich zusammen, torkelte verloren und trunken und ohne rechte Bestimmung stadtdwärts.

Aus einer Kneipe drang helle Heurigenmusik nun aufschauzend in übermüthiger Luft, nun in sich zusammenstinkend, wie erschöpft von der bacchantischen Freude, nun kläglich und rührselig. Er brauchte eine Stärkung, und so betrat er den überverrauchigten Raum, in dem manchmal ein heftiger Sucher übermüthig und weinsüchtig zur verrückten Decke emporstieg. Heute vermochten der Jubel, die katzenmäßige Händeklatschen nichts über ihn, die sonst mitrissen. Ein Glas Wein ließ er sich bringen. Er stierte lange hinein, ehe daß er trank, und e bitterliche Sehnsucht nach herzhaften Thränen über ihm davor.

Er breitete seine Arme: „Mütterchen, meine arme Mutter!“ schloß er vor sich hin...

Die Stunde war überfüllt, als sie Simon Sieb schen auf Beyer's drängende Bitte zum ersten Mal betrat. Nur sechs Personen waren in ihr versammelt und dennoch meinte man darin kaum athmen können. So dick wölkte sich der Rauch, so eng ängstlich zugemessen war der Raum. Im Fen in seinem grünen Bauer hing der Finke Förfte und wie die helle Sonne schien, und er das Du einander der Stimmen vernahm, so zwitscherte manchmal seinen freudigen Lock- und Waldruf sich hin oder hin, wie sich selber prüfend, ein tu Gefägel an, das er immer wieder abbrach. „Nicht war nicht gedeck; eine große schwarze Platte mit Silber stand darauf. Unbereitet, ordentlich zerrührt war das Bett. Man sah, es hatte Fern zu sehr übermüdet den Schlaf darin gesucht nicht gefunden.

Auf dem grünen Sopha, in eine abgegriffen Kiste gehüllt, lag Der, dem zuthebe diese Verfa

lung veranstaltet ward. Malan und Förster war längs wieder aufgetaucht, und die weiland Stammgäste vom „Hotel Delirium“, insoweit sie nicht das Leben schon nach allen Winden vertragen, hatten sich eingefunden, den verlorenen Freund zu begrüßen. Er war sehr matt und heruntergekommen. In seinen Augen glänzte ein schweres Fieber und es war an dem ganzen Menschen Alles abgezehrt, erschöpft, ausgehöhlt von Innen. Als ihm Siebenschein die Hand reichte, griff er unmerklich gewohnheitsmäßig nach dem Puls. Er mußte an sich halten, sein Erschrecken nicht zu verrathen. Das war der Puls eines Herzkranken im letzten Stadium, und auch aus der Stimme hörte man die ewigen Beklemmungen, an denen der Verlorene litt. Er sah den Mediziner fest an: „Nicht wahr, gefallen thu' ich Dir auch nicht?“ und schenkte sich ein Glas von dem Branntwein ein, das er gierig mit einem Schluck austrank.

Siebenschein griff nach der Flasche. „Du darfst keinen Schnaps mehr trinken. Keinen Tropfen. Er muß Dir unbedingt schaden.“

„Meinst?“ rief Förster fast überlegen höhnisch und hob sich. „Nein, was Ihr geschickt sein thut! Siehst her das Flaschel? Mir schadet nichts mehr. Das weiß ich.“

„Nebenhaupt — ich geh' in's Krankenhaus und hol' einen tüchtigen Arzt. Das ist doch wieder nicht nöthig, daß man Dich so da liegen läßt.“

„Ich bitt' Dich, Gemüthsmeusch, Siebenschein, Prohänger, Strapazir' Dich nicht. Außer Du findest, wir sind noch zu wenig auf der Bude.“

„Neb' nicht so viel, Förster, Bruderherz,“ stöhnte Beyerl in aufrichtiger Angst.

„Da hast Du eigentlich Recht. Denn Sinn hat's keinen.“

Und Förster streckte sich wieder aus. Mit einer Geberde voll Neigung unterstülzte ihn Beyerl dabei, schob ihm ein Kissen unter den Rücken. Der Kranke lag regungslos da, sein Athem ging mühsam und röchelnd. Die schmalen Schultern riß es ihm manchmal mit einem mächtigen Ruck vorwärts. Auch der Hüfte verstaumte und es war sehr peinliche Stille. Bis endlich Siebenschein, um das Schweigen zu brechen, mit einer Frage darsinfuhr:

„Und wo hast denn die ganze Zeit gesteckt? Nicht einmal geschrieben hast Du?“

„Laß Dir's von Dem erzählen. Ich hab's satt, immer mein Lamentabel herzuleiern wie der Bettelmann an der Troppauer Oppabrick.“

Beyerl begann. Flüsternd, heimlich. Aber Förster unterbrach ihn: „Neb' lauter, wer's ausgehalten hat, der kann's auch anhören.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Seelenleben der Jugend.

Von Friedrich Müller.

Denken wir uns hinein in die große Aufgabe, die den Meisten von uns in irgend einer Form obliegt, als Eltern, als Lehrer, oder sonst als Führer der Jugend: in die Aufgabe, einen heranwachsenden Menschen eine längere Zeit hindurch verantwortlich zu leiten. Wir gehen da so Schritt für Schritt mit dem jungen Menschen, daß wir für gewöhnlich sein Fortschreiten in jedem Augenblick kaum bemerken; bemerken wir ja doch für gewöhnlich auch z. B. bei einer Uhr nicht eben im Augenblick das Vorrückende des Stunden- oder selbst des Minutenzeigers. Lassen wir aber zunächst einmal das Beobachten bleiben und kehren erst später dazu zurück, so kann es uns der scheinbar festen Stellung der Zeiger ein ganz anderes Stellungsbild und dort aus dem Kind, das vorerst täglich die gleichen Streiche gemacht hat, ein Wesen geworden ist, das nun täglich ganz andere Streiche wiederholt. Wir sehen ein Kind, das wir etwa in seinem dritten Lebensjahr gekannt hatten, vielleicht mit zwölf Jahren wieder; dann sagen wir gern, es sei wie ein Traum, daß wir dieses selbe Wesen einst so feinsinnig vor uns gesehen. Aus dem kleinen Pflänzchen, das kaum

noch seines Ichs bewußt war, das fast gänzlich geföhrt werden mußte, das beinahe ganz auf das Einfaugen der Eindrücke von außen her angewiesen war, und das, wenn schon nicht im Leiblichen, so doch im geistigen Sinne des Wortes von fremder Hand geföhrt sein wollte: aus diesem kleinen Pflänzchen ist ein Wesen geworden, uns nicht gleich und doch so nahe, ein Wesen, das sein Ich ganz wohl fühlt, das sehr Vieles leistet, ohne geführt zu werden, das mit den Eindrücken von außen selber etwas anzufangen, selber sie auszuwählen und herzuschaffen versteht, das sich in weitem Umfange selber flütern kann und an Indianergeschichten, Reisebildern, Robinsonaden, Märchen und Sagen usw. eine Lektüre hat, die es selber, vielleicht auf eigene Faust treibt, und die für seine geistige Stufe geradezu charakteristisch sind. Und nun treffen wir denselben Menschen, den wir acht oder zehn Jahre lang aus dem Auge verloren hatten und jetzt wieder vielleicht fünf oder acht Jahre lang nicht sahen, im siebzehnten oder zwanzigsten Lebensjahre wieder. Dieses Wesen fühlen wir uns wiederum bereits beträchtlich näher gerückt. Sein Ich ist ihm nicht nur längst bewußt, sondern auch gegenüber damals wesentlich individueller geworden; es leistet nicht nur Vieles ohne Führung, sondern arbeitet auch größtentheils sehr energisch gegen die Führung; es schaltet nicht nur selbstständig mit den Eindrücken der äußeren Welt, sondern erzeugt selber in sich und außer sich neue Welten, mögen sie auch noch so klein, noch so phantastisch, noch so unbrauchbar sein; es kann sich nicht nur selber geistig flütern, sondern sucht sich ein möglichst apartes Futter zusammen und verarbeitet es zum großen Theil auf die eigenartigste, vielleicht auch verkehrteste Weise. Statt abenteuerlicher Geschichten werden jetzt die mehr in's Innere des Seelenlebens dringenden Romane und Dramen und ganz besonders alles Lyrische bevorzugt. Das Märchenhafte ist dem Romantischen gewichen, und in halber Verborgenheit wird nun selber phantastirt, gedichtet, getagebuchet. — So steht der heranwachsende Jüngling gegenüber dem damaligen Knaben vor uns. Und daß ein solcher Gegensatz zwischen der Jungfrau dieses Alters und dem früherzeitigen Mädchen noch größer, zum Theil freilich auch andersartig ist, wissen wir ja wohl Alle.

Mit dem Gesagten sind sogenannte Altersstufen angedeutet, nicht alle, sondern nur beispielsweise herausgegriffene — einzelne Punkte oder Durchschnitte in einer großen Lebensentwicklung des Menschen während seines Wachstums, von der Geburt an bis durchschnittlich zum vollendeten vierundzwanzigsten Jahre, also beinahe ein Vierteljahrhundert und etwa der dritte Theil der Lebensdauer eines langlebigen Menschen. Mit dem beendigten Wachsthum tritt der Mensch unter eine wesentlich andere Betrachtung als bisher: wir sehen in ihm nicht mehr den Unfertigen, den sich Entwickelnden, den sich, uns Nähernden, sondern den Fertigen, den Entwickelten, den uns als Gleicher Angehörigen, auch wenn thätlich an dieser Vollendung noch so viel fehlt. Vorher aber ergänzen wir jede Betrachtung des Menschen durch den Gedanken daran, daß er erst auf dem Wege ist, ein Gleicher mit uns zu werden. Nun liegt aber darin eine große Schwierigkeit. Wir sehen mit Recht im Menschen des Kindesalters wie auch in dem des Jugendalters den künftigen Erwachsenen — den künftigen Erwachsenen: d. h. also, wir denken dabei einerseits an uns als das Vorbild für ihn, und andererseits an ihn als Den, der hinter diesem Vorbild noch zurücksteht. Wir wollen ihn zur Reife heranbilden, doch nicht als reif behandeln; wir dürfen ihn nicht einem Erwachsenen gleichsetzen, sollen ihn aber dem Zustande des Erwachsenen entgegenführen. In diesem Zweifachen, das unserer Betrachtung Noth thut, liegt der springende Punkt, wenn wir das Seelenleben des jungen Menschen verstehen und richtig behandeln wollen; in Irrthümern, die hier begangen werden, liegt der Keim der meisten Fehler, die wir der Kindheit und der Jugend gegenüber auf uns laden.

Zwei Aufgaben also gibt es, die einander scheinbar widersprechen: in dem jungen Menschen bereits den reifen Menschen zu sehen, und — in

ihm eben nicht den reifen Menschen, sondern den unreifen zu sehen. Gegen die erste Aufgabe verständig wir uns gemeinlich weit weniger als gegen die zweite. Wir kennen und erkennen und verstehen und behandeln das Kind hauptsächlich, soweit es uns gleich ist oder gleich sein soll; allzu kindisch mit dem Kind werden wir kaum jemals. Soweit jedoch das Kind sein Eigenleben lebt, kennen und erkennen und verstehen und behandeln wir das Kind weit weniger richtig; und so wird der Kampf gegen das Kind, den wir nun einmal stets und stetig kämpfen müssen, größtentheils zu einer ungerechten Unterdrückung seiner Eigenwelt. Nun könnte die Sache sich immerhin noch recht einfach machen, wenn wir nur mit einer Entwicklungsstufe der Unreife zu thun hätten; in die eigene Welt dieser Stufe würden wir Erwachsenen uns doch bald genügend eingelebt haben. Statt dessen sehen wir vielmehr zahlreiche, ja unendlich viele Stufen vor uns: denn diese Entwicklung geschieht eben stetig. Kaum hätten wir uns einigermaßen in die Eigenwelt des Kindes hineingelebt, so gibt dies schon nicht mehr ganz; des Kindes Seelenleben entschlüpft uns wieder, „wächst uns über den Kopf“, wie man sagt, und nun heißt es, diesem Fortschritt nachkommen, bis wir ihn erreicht hätten, wäre er nicht unterdessen selber weitergegangen. So schiebt sich, was wir erreichen wollen, leicht immer und immer vor uns her. Jedenfalls also müssen wir, wie bei jeder Entwicklung, so auch bei dieser darauf gefaßt sein, daß das sich Entwickelnde auf den verschiedenen Stufen seines Fortschritts eine verschiedene Beschaffenheit hat und verschiedene Ansprüche erhebt — allerdings auch so, daß das Verschiedene sich unter dem einen Gesichtspunkte der Vorbereitung zur Reife zusammenfindet. Darum gilt es, herauszubekommen und zu berücksichtigen, was jede Stufe Eigenthümliches bietet, mögen wir dies nun mit einem recht ungenauen, doch bereits benutzten Ausdruck ihren „Empfindungskreis“ oder sonstwie nennen.

Allein nun wird die Sache doppelt schwierig. Denn jene Zweipoligkeit der Betrachtung, der wir uns nicht entziehen können: der Doppelgedanke an die Reife, die im Menschen steckt, und an die Unreife, die erst recht in ihm steckt, kehrt hier wieder. Jedes Alter besitzt eine Aufgabe, die es für sich selbst zu erfüllen hat, und eine andere, die sich auf das nach ihm kommende Alter bezieht. So sprach sich eine französische Schriftstellerin auf diesem Gebiete, Frau Necker de Saussure, über Das aus, was wir hier meinen. Beispiele sind wohl bequem zur Hand. Dem Kinde ist das Spielen unentbehrlich; dies ist seine Aufgabe für seine eigene Altersstufe. Aber außerhalb reißt es sich, loszusagen, bereits dem Säuglingsalter entgegen; es öffnet sich mit behend wechselnder Aufmerksamkeit den verschiedensten Eindrücken von außen und ist selber noch nicht so weit selbstständiges Individuum, daß es darunter eine besonders enge Auswahl nach seiner Eigenart träre; allein diese weite Spannung seines Interesses verhilft, daß später jede engere, individuellere Spannung des Interesses einen fruchtbaren Boden vorfinde. Haben wir doch Alle in unserer gesammten Entwicklungszeit wohl Mehr angefangen, als wir im ganzen späteren Leben festhalten können; dies war keine Verschwendung — es war vielmehr die weitere Auswahl, die der engeren Auswahl vorarbeiten sollte. Nehmen wir ein engeres Beispiel direkt aus dem Seelenleben der nächst späteren Altersstufen. Auf diesen Altersstufen herrscht selbst beim blühtigsten Geist eine gewisse Originalität, ein Leben und Weben in eigenen Gedanken; eine Abneigung gegen das gewöhnliche Reproduzieren, wie es sowohl vorher dem Kinde eigen war als auch späterhin in anderer Weise dem Erwachsenen eigen sein wird, und — meintwegen — auch in weiten Grenzen ein „holber Wahn“ mit einem guten Maß Verbrehtheit, Verböhrtheit, Tollheit. Dazu treibt die Natur dieser Altersstufe hin; um die Anerkennung einer solchen Aufgabe für dieses Entwicklungsstadium kommen wir nicht herum. Nun aber bedarf der Erwachsene für seine durchschnittlichen und hauptsächlichsten Pflichten des Gegentheils davon: er bedarf vorwiegend einer Unoriginalität, eines Lebens und Webens in fremden

Gedanken, eines Reproduzirens dessen, was außer ihm oder in ihm bereits fertig ist, und zwar eines bis zum Stel wiederholten Reproduzirens. Für diesen Bedarf des Reifealters hat nun auch die vorangehende Jugendstufe ihre Aufgabe der Vorbereitung. Tatsächlich ist ja jene Originalität des Jünglings nur eine Seite seines Seelenlebens; im Uebrigen stürzt auch er sich auf Vorhandenes, um es in sich aufzunehmen oder aufzulösen oder zu verschlingen. Nun glaube ich nicht falsch zu sehen, daß dieses Aufnehmen seitens des Jünglings viel wählerischer ist als das seitens des Kindes — natürlich, denn es muß dem Reproduzieren des reifen Mannes vorarbeiten, das kein beliebiges, sondern ein seinem individuellen Können angepaßtes sein soll. Noch mehr: der Jüngling wählt aus Dem, was sich ihm darbietet, mit Vorliebe alles Das aus, worin sich große eigene Gedanken großer eigenartiger Persönlichkeiten ausdrücken, und worin eine Selbstständigkeit, eine Originalität steckt, wie sie sonst nur ein vorübergehender Charakter der späteren Jugendzeit ist. Erkannter wir in dieser Jugend-Originalität die Eigenaufgabe dieser Altersstufe, so dürfen wir vielleicht in der Vorliebe für das Auswählen und Aufnehmen fremder Originalität die Vorbereitungsangabe dieser Altersstufe für die ihr nachfolgende erkennen. Denn das unelbstständige, reproduktive Arbeiten des durchschnittlichen Reifealters steht — beobachten wir es nur recht — hauptsächlich im Dienste größerer, selbstständiger Ideen einiger Weniger. Als große Masse arbeiten wir auf, was uns einige originellere Führer vorlegen; anders geht's nicht — Beides muß sein: die vorbildende Kraft der Wenigen und die nachbildende Kraft der Vielen. Allein in dieser nachbildenden Kraft muß das Verständnis für jene Originalitäten wirken; und es wird das sein, wenn es auf der vorhergehenden Altersstufe eingeübt worden war.

So haben wir Beispiele von Doppelaufgaben je einer Altersstufe: die eine ist der jeweiligen Gegenwart des Lebens zugewendet, die andere seiner jeweiligen Zukunft. Nun stimmt sich aber diese Doppelheit, diese Verwickeltheit, diese Gegenjünglichkeit, dieser scheinbare Widerspruch vor anderen Blicken immer noch wieder seiner und seiner ineinander, so daß wir fast verzweifeln, diesem Gewirre von Fäden folgen zu können; doch wir werden bald bei sehr einfachen Dingen angelangt sein. Es hieß nämlich in jenen Beispielen, das Kind besitze am Spiel die eigentümliche Aufgabe seines Alters, und ebenso besitze der Jüngling an frei beweglicher Originalität eine eigentümliche Aufgabe gerade seines Alters, im Gegensatz zu all Dem, was darüber hinaus als Vorbereitung wirken soll. Sehen wir aber näher zu, so sieht, zwar nicht unmittelbar, wohl aber mittelbar jede Eigenartigkeit irgend einer Altersstufe wiederum im Dienste der späteren Einsen. Das ganz junge Kind bedarf einer anderen, leichteren Kost als der Erwachsene; allein es ist auf diese Rücksicht angewiesen, um dereinst in einem Lebensproblem überhaupt existieren zu können, in welchem der Körper natürlich hinwider einer beträchtlich anderen Kost bedarf.

Obwohl spielt das Kind, nicht um als Erwachsener noch besser spielen zu können, sondern um sich so anzupassen, daß es nachher ausgeharrt einem neuen und wieder neuen Ansehen entgegen gehen kann. Doch noch mehr. Man ist in der letzten Zeit zur Einsicht gekommen, daß die Spiele der Natur und der Menschen von der Natur ganz eigens zweckmäßig eingerichtet sind, daß sie die eigentliche Vorbereitung für die künftige Arbeit — kurz gesagt: die Arbeit des Kindes sind. Versinnlichen wir ihm diese seine Arbeit, so können wir sein Heranziehen zu der dem Reifealter eigentümlichen, eigentlichen Arbeit. Das Kind spielt nicht nur, um gesund und frisch zu bleiben usw., sondern auch, um das zu allen künftigen Anforderungen: das Festhalten eines Fades, das Anwenden der Mittel dazu usw. usw., in einer Übung zu üben, in der dies ebenfalls schon vorläufig, in der es aber dem Genuß und Können des Kindes angepaßt ist. In unserem anderen Beispiel verhält es sich ebenso mit der Originalität der heranreifenden Jugend, mit ihrem

Leben und Weben in eigenen Gedanken, mit ihrer Abneigung gegen das gewöhnliche Reproduzieren und eventuell auch mit ihrer Verdröhtheit, Verbohrtheit, Eoltheit. Denn wer niemals beträchtliche eigene Gedanken gehabt hat, wird auch beträchtliche fremde Gedanken nie recht verstehen und würdigen können; wer als Jüngling immer nur reproduziert hat, wird wohl als Mann der geschworene Feind eines produktiven künstlerischen oder sonstigen Schaffens sein; und wer selbst niemals eine gute Portion Bahnerzeugt und weiter gesponnen hat, wird kaum jemals einen Sinn haben für „solche Wert“, die selten vor gemeiner Dingen, und nie ohn' ein'gen Bahn gelingen.“

Wir sehen: so theoretisch auch diese geradezu naturwissenschaftlich wichtigen Auseinandersetzungen sein mögen, sie stehen doch unseren praktischen Bedürfnissen des täglichen Lebens ganz nahe. Sie enthielten ja bereits eine praktische Anweisung: die nämlich, alle für das spätere Leben scheinbar wertlosen Äußerungen der Kindheit und der Jugend, das eigentlich Kindliche und Jugendhafte, um so sorgfamer und achtungsvoller zu wahren — einschließlich des „holden Wahnes“, von dem wir wenigstens Etwas sogar noch in unser reifes Leben herüberretten wollen oder sollen. Verlangen wir von dem jungen Menschen nur solche Äußerungen, die für das spätere Leben scheinbar einzig wertvoll sind, so verderben wir ihm die Jugend und verderben ihm das Alter auch noch dazu. Die Natur reißt nur allmählig; sie muß durch bestimmte Entwicklungsformen hindurchgehen, nicht mehr und nicht weniger; sie läßt sich nicht ungestraft verleugnen, sie läßt eine Entwicklung nicht ungestraft forcieren. Nicht, was wir verstehen, gebührt dem Kind, sondern was das Kind versteht. Nicht so wie wir uns zu Autoritäten hinstrecken oder von ihnen abwenden, sondern wie es im Wesen der kindlichen und jugendlichen Altersstufen liegt, soll sich Kind und Jüngling zu Autoritäten stellen. Gegen die obere Grenze des Kindesalters zu besteht eine Neigung zum Unterwerfen unter übermächtige Persönlichkeiten — lassen wir diese Neigung sich zu Ende leben; später beginnt eine theilweise Loslösung von der Autorität — hindern wir sie nicht, aber, wohlgerne, beschleunigen wir sie auch nicht; noch später kehrt die Neigung zu Autoritäten wieder, nur jetzt nuanciert als das Bedürfnis, Partei zu bilden und Parteiführern zu huldigen, „Nähtungen“ in Kunst und anderswo zu beherrschen und so recht von Herzen ein „Iamer“ zu sein — lassen wir auch diesen Dingen ihren Lauf! Alles natürlich mit der Beachtung unserer Pflicht, gegenüber direkten Gefahren einzugreifen. Sehen wir ein Kind so eifrig, so lange, so phantastisch verannt und so wellbergesen und hungerlos mit seinen Bausteinen oder Eisenbahnen spielen, daß wir dies garricht glauben, begreifen: dann ist recht die Gelegenheit gekommen, ihm sein Recht zu gewähren; denn so wie es jetzt spielt, so wird es dereinst arbeiten. Und wenn sich ein zwanzigjähriger Junge einmal so ganz und gar auf den Kopf stellt, daß seine literarischen Stiefel zum Himmel winken — lassen wir ihn!

So ist, wie die Natur überhaupt, speziell der Vorgang einer Entwicklung für uns ein Gebieter, den wir achten müssen, und der nur dann drückend wird, wenn wir uns gegen ihn auflehnen. Mit der Kindheit und der Jugend kommen wir nur dann zurecht, wenn wir jene eigentümlichen Fäden, die das Gewebe der jugendlichen Reifung bilden, sorgsam nachgehen, wenn wir bei Allem, was uns Kind und Jüngling Wunderliches darbieten, immer zuerst an dessen Platz im Ganzen der menschlichen Entwicklung denken, wenn wir uns selber ihr von Stufe zu Stufe anpassen, kurz, wenn wir das bewahren, was ich kurz die Entwicklungs-treue nennen möchte. In ihrem Sinn haben uns bisher nur eben noch einige pädagogische Schriftsteller Behrungen gegeben: bei Bencke und bei Schwarz findet, wer da sucht, sicher mindestens eine Fülle von Anregungen. Die erste Bedingung einer solchen Entwicklungs-treue in unserem Handeln ist natürlich die, daß wir die tragliche Welt, auf die wir handeln einwirken wollen, d. i. eben die Ent-

wicklung der jugendlichen Seele, so gut wie möglich kennen lernen. Was bisher gesagt war, bestand nur aus einzelnen, für Beispiele herausgegriffenen Stichproben; es ist jetzt Zeit, daß wir den Weg der jungen Seele durch ihre verschiedenen Entwicklungsstadien hindurch, wenn auch noch so rasch, doch aber in Einem Zug durchschreiten. Nach dem bereits früher Angedeuteten wird es sich uns vorwiegend um die späteren von diesen Stadien handeln. Die früheren sind bereits Gegenstand vielfachen naturwissenschaftlichen und pädagogischen Interesses geworden.

Inbesondere gilt dies von der allerersten Periode der Kindheit, von etwa den ersten drei Jahren. Hier hat physiologische und psychologische Forschung längst eine Fülle von Einzelheiten zu unserer Kenntnis gebracht. Tägliche Beobachtungen an je einem Kinde wurden tagebuchartig aufgezeichnet und zeigten das allmähliche Erwachen der Sinnes-tätigkeit, der Erinnerungen, des Urteils, der Sprache usw. Zahlreiche Namen von Forschern auf diesem Gebiete wären, und zwar seit länger als einem Jahrhundert, zu nennen; unter ihnen ist Preyer in dieser Beziehung ganz besonders bekannt geworden. Wer Näheres wissen will, findet es in dieser Literatur leicht. Im Allgemeinen handelt es sich um eine Entwicklungszeit, in der das junge Wesen sozusagen gänzlich objektiv ist: es bildet kein Ich; es geht in den Eindrücken der Außenwelt auf, es nimmt schlechtweg auf, so daß man sogar noch nicht eigentlich von einem Reproduzieren sprechen kann. Keine späterer individueller Selbstständigkeit sind aber schon vorhanden, und das Meiste von dem, was der Mensch lernt, lernt er in seinem ersten Lebensjahr. Auch das Wachstum ist hier am größten.

Die folgenden Jahre des Kindes lassen sich etwa in drei Perioden zu je drei oder vier Jahren zerlegen. Zunächst reicht — zweitens — bis zum Zahnwechsel, also ungefähr ins siebente Lebensjahr, eine Zeit, der vorigen gegenüber gekennzeichnet durch das erwachte und sich deutlich äußernde Selbstbewußtsein; es beginnt nicht nur das Nachahmen, sondern auch eine bemerkenswertere Verarbeitung des bis dahin nur schlechtweg Aufgenommenen im Geiste des Kindes; so daß man hier zuerst von einem Reproduzieren und einem inneren Geistesleben spricht. Doch leiden solche Bezeichnungen immerhin an einer störenden Unbestimmtheit. Das Wachstum ist nicht mehr so groß wie in der vorigen Periode.

Ein dritter Lebensabschnitt mag etwa wieder die drei bis vier nächsten Jahre umfassen, also bis ins zehnte, elfte, zwölfte Lebensjahr. Es ist die Zeit der ersten Schuljahre; doch bringt hier selbstverständlich unsere Kultur noch mehr als vordem Momente herein, die in der natürlichen Entwicklung selber noch nicht gegeben sind. Jenes innere Verarbeiten des Aufgenommenen erstarkt nun. Pädagogen sprechen hier von der weiteren Ausbildung des Reproduzirens, und zwar mehr im Sinne des bunten Gedankenreichtums als des logisch bestimmten Denkens; dazu tritt jetzt Das, was man „freie“ Einbildungskraft nennt. Aber der Verstand strebt auf und soll auch bereits, wie es heißt, feste Begriffe bilden; das Kind wird fleißiger und aufmerksamer; das Gedächtnis geht seinen besten Leistungen entgegen, doch mehr als „mechanisches“ denn als einsichtiges („judiziöses“) Gedächtnis. In ethischer Beziehung beginnt hier das kindliche Vertrauen und eine Unterordnung des Verhaltens unter die Einsicht und unter einen als berechtigt anerkannten Gesamtwillen. — Dies ist ein Bild dieser Jahre, soweit die etwas spinnwebartigen Angaben von Pädagogen über die verschiedenen hier einander folgenden „Entwicklungsstufen“ oder „Alterstypen“ zu etwas Greifbarerem zusammenzufassen sind. Das Wachstum schreitet abermals nicht eben außerordentlich vor und erreicht ungefähr am Ende dieser Periode sogar einen Tiefstand: bei Knaben um's zwölfte, bei Mädchen im zehnten, elften Lebensjahr. Schon dies zeigt, daß diese Lebensstufen beim Mädchen etwas schneller ablaufen als beim Knaben.

(Fortsetzung folgt.)

Fabrikant und Kaufmann in der Textilbranche.

Von Arno Girsch.

Die erste Frage für den Fabrikanten ist die Beschaffung der Rohmaterialien. In der Textilindustrie kommt schon ein Umstand in Betracht, welcher bei fast keiner anderen Industrie so schwerwiegend ist, als gerade hier, nämlich die Thatsache, daß sich Angebot und Nachfrage nicht immer in Einklang bringen lassen. Der Grund

selten vor, daß im letzten Augenblick durch unvorhergesehene Ereignisse alle Weisheit zu Schanden wird. Wer also Waarenabschlüsse zu den auf Grund einer elf Millionenerte anzunehmenden Preisen gemacht hat, kann unter Umständen einen gehörigen Reinfall erleiden. In welchem Maße Deutschland im Ganzen an der Baumwolle interessiert ist, zeigt ein Blick in die statistischen Tabellen. Danach produzierte im Jahre 1897 die Spinnereindustrie Garn im Werthe von 835 Millionen, wovon auf Baumwollgarne allein 315 Millionen entfallen. Der Werth der in demselben Zeitraum in Deutschland hergestellten Webwaaren beziffert sich auf 1540 Millionen, wobei

allein halbe sich die Wollproduktion innerhalb der fünf Jahre um 350 000 Ballen vermindert. In Südafrika, das als Produzent der bekannten Kapwollen in Betracht kommt, verringerte der Burenkrieg das Erträgniß. Derartige, den Weltmarktpreis beeinflussende Momente werden dann noch von den einzelnen Unternehmern wirklich ausgebeutet; gefällige, d. h. von großen Interessengruppen finanziell unterstützte Presseorgane sorgen für Verbreitung möglichst tendenziöser Ernteausichten, und dann geht die „Seimerei“ auf der ganzen Linie los. Die Welt-Engroshändler für Rohmaterialien schicken ihre Einkäufer in die Erntedistrikte, wo entweder der Großpflanzer oder Schaf-



H. Kasattine: Die Frau des Verurtheilten.

hieron liegt darin, daß die Textilindustrie fast ausschließlich auf natürliche Produkte, thierische und pflanzliche Fasergebilde beschränkt ist, deren jeweilige Erzeugung, sowohl in Menge als auch in Beschaffenheit, von den verschiedensten Zufällen abhängig ist. Die Baumwolle, die heute am meisten verwendete Pflanzenfaser, hat in der neuesten Zeit manche im Voraus aufgestellte Rechnung durchkreuzt, indem die mit ziemlicher Sicherheit abgegebenen Veranschlagungen eines Ernteertragnisses von elf Millionen Ballen nicht erreicht wurden, man sich vielmehr mit 8 $\frac{1}{2}$ —9 Millionen Ballen begnügen mußte. Da die Anbaufläche dieser Pflanze innerhalb kurzer Zeiträume keine nennenswerthen Veränderungen erfahren kann, so ist damit bei der Kalkulation wie mit einem feststehenden Faktor zu rechnen und nur die Witterungsverhältnisse sind als schwankend zu betrachten. Auf diesen voranschicklichen Preis werden schon im Voraus die Verkaufspreise der fertigen Waaren normirt, und dabei kommt es dann nicht

ebenfalls die Baumwollindustrie mit 148 $\frac{1}{2}$ Millionen an erster Stelle steht. Daß bei solchen Zahlen die durch falsche Schätzungen entstehenden Verluste ganz enorme Summen betragen können, bedarf keiner weiteren Erklärung.

Vor zwei Jahren gingen die Wollpreise rapide in die Höhe. Der Jahresbericht der Kammingarnspinnerei Stöhr & Co. in Leipzig sagte darüber: „Das wichtigste Ereigniß für die deutsche Kammingarnspinnerei war im laufenden Jahre die ununterbrochene Haufe des Rohmaterials, welche von Anfang Januar bis Mitte Dezember andauerte, und sich, Anfangs- und Endpreise verglichen, bis zu einer Höhe von 60 pZt. Aufschlag steigerte.“ Die Ursache dieser, seit fast einem Menschenalter nicht dagewesenen Haufe liegt in einer von Saison zu Saison fortwährenden Minderproduktion infolge einer fünfjährigen ununterbrochenen Dürre auf dem australischen Kontinent und der am La Plata und in Neu-Seeland auf Fleißschafe gerichteten Züchtung. In Australien

züchtet seine Erzeugnisse selbst zu größeren Massen aufgestapelt hat, oder wo schon wieder Zwischenhändler von dem Kleinproduzenten die Waare zusammengekauft haben. Letzteres ist fast ausschließlich der Fall in den russischen Flachs- und den chinesischen Seidendistrikten, wo diese Kulturen ein Zweig der Landwirtschaft, oder eine zeitweilige Nebenbeschäftigung der Landbevölkerung sind. Von diesen Sammelpunkten aus versorgen sich nun die Spinnereien. Der Austausch zwischen diesen beiden Stellen setzt bei den daran beteiligten Personen ganz besondere Eigenschaften voraus. Der Einkäufer der Spinnerei muß ein gewiegter Waarenkennner sein, damit ihm auch die feinsten Unterschiede nicht entgehen; ferner muß der Einkäufer, wenn er mit unbeschränkter Vollmacht ausgestattet ist, so zu sagen eine Firma persönlich verantwortlich repräsentirt, ein feiner Beobachter aller den Weltmarkt beeinflussenden Störungen sein, um in jedem Augenblick ermessen zu können, ob ein Kaufabschluß für ein ganzes Jahr, oder nur für

eine längere Periode gerathen ist. Sind Anzeigen vorhanden, daß im Laufe der Zeit zwischen der vorliegenden und der nächstjährigen Ernte eine Steigerung der Preise eintreten kann, so wird derselbe sich bemühen müssen, für eine möglichst lange Zeit im Voraus mit Material sich zu decken, wenn die von dem Signer augenblicklich geforderten Preise nur der augenblicklichen Lage angemessen sind, ohne Berücksichtigung einer solchen Möglichkeit. Freilich sind die Signer unter normalen Umständen genau so informiert und auch eben so raffiniert, dennoch kommt es öfters vor, daß durch geschickte Manöver Einer von Beiden sich verblüffen läßt und erst nachher zu dem Bewußtsein kommt, daß er gelehrt ist.

Zwischen Spinnern und Webern übert sich infolge der jetzt eintretenden Zentralisation der Produktion das Austauschverhältnis wesentlich. Von einer Dezentralisation ist man hier insofern zu sprechen berechtigt, als die Spinnerei fortwährend in die Hände von Aktiengesellschaften übergeht, während diese Tendenz in der Webwarenfabrikation gar nicht hervortritt, auch aus bestimmten Gründen in absehbarer Zeit nicht in die Erscheinung treten wird. Während sich also die Zahl der Spinnereibetriebe rapid verringert, weist die Weberei in Bezug auf die Anzahl der Betriebe so gut wie gar keine Verminderung auf, es muß sich somit die Zahl der Arbeiter in den Kreisen der Weber, auf jede einzelne Spinnerei gerechnet, allmählich erhöhen. Durch diesen Umstand wird die letztere gezwungen, selbst Schritte zum Ausfüllen und Hervorbringen eines möglichst großen Kundentzuges zu unternehmen. Sie schickt selbst ihre Reisenden und Agenten zu den Webern und läßt diesen ihre Erzeugnisse anbieten. Während nun die Spinnerei im Ganzen mit verhältnismäßig wenig Qualitätsstufen zu rechnen hat, muß die Weberei infolge der ungeheureren Zahl verschiedener Stoffe in der Auswahl und dem Anlauf der Materialien, der Garne oder Halbfabrikate, eine viel größere Spezialisierung eintreten lassen. Eine Spinnerei ist größtenteils nur auf einen Rohstoff zugeschnitten, auf Baumwolle, Wolle, Jute usw., und sie findet dieses Material meist in großen Massen auf einem Platz zusammengeedrängt, so daß auch für das größte Geschäft ein Spinnereifabrikant für die Rohstoffbeschaffung genügt. Für die Weberei liegt die Sache wesentlich anders; sie braucht die vielen Garne in ganz verschiedenen und von Saison zu Saison wechselnden Progen, und dann ist der Garnmarkt, also die Spinnerei, über den ganzen Erdball zerstreut. Rolle die Weberei sich Spinnereifabrikanten zum Beschaffungsorgan halten, so würde das ein ganz konzipiertes, sehr theurer Apparat, während das heute bestehende Verhältnis durchaus vorteilhaft ist. Für jedes größere Webereigebäude übernimmt ein Agent die Beschaffung einer leistungsfähigen Spinnerei, er besucht in fast regelmäßigen Zwischenen alle Webereien, welche für seine Artikel Interesse haben könnten, legt Proben und Muster vor und übermittelte dann eine erhaltene Aufträge resp. die Abschlüsse seinem Geschäftsherrn. Damit ist in vielen Fällen seine vernünftige Tätigkeit beendet, der weitere Verkehr zwischen Verkäufer und Käufer vollzieht sich dann geschäftlich direkt. Durch die verschiedenen Angebote der Vertreter verschiedener Spinnereien wird der Webwarenfabrikant über den jeweiligen Preisstand des Materials unterrichtet, so daß er nicht nöthig hat, mit Handelsvertretern des Rohstoffmarktes sich zu beschäftigen. Dieses Angebot ist auf der anderen Seite auch wieder die Ursache verschiedener, im Laufe der Zeit zum Vorzeichen gekommener Mißstände. Ein Agent unterrichtet den anderen, und wer es mit dem rechten Geschäft noch halten möchte, wird durch mündliche oder schriftliche Mittheilungen herabgedrückt. „Ihr Geschäft hat uns das Garn für den Preis erstanden“, wird er ganz unerschrocken angelesen; wenn auch dieser Preis allgemain bekannt ist, so weiß doch der Agent niemals, wie er es nicht macht. Geht er nicht darauf ein, so laßt man nichts von ihm, da im anderen Falle man doch zeigen würde, daß man ihn belogen hat; macht man aber gute Miene zum bösen Spiel, so hat er nicht gar nichts verdient, und nur die Aussicht darauf, den Käufer als Kunden zu belohnen, um ihn bei jeder Gelegenheit auch

wieder einmal einreisen zu können, muß als Beweggrund angenommen werden.

Das Verhältnis als Käufer nimmt der Webwarenfabrikant auch noch den Färbereien und Appreturanstalten gegenüber ein, während nachher der Verkauf der fertigen Waare eine gänzliche Veränderung der Situation hervorbringt. Diejenigen Webereien, welche Stapelartikel fabriziren, sind noch verhältnismäßig gut daran, für sie kommt größtenteils nur die Preisfrage in Betracht. Bei günstigen Garnabschlüssen entstehen nennenswerthe Schwierigkeiten nicht; zeitweilig waren die Webereien den Spinnereien gegenüber sogar ganz bedeutend im Vortheil, als letztere infolge der riesigen technischen Entwicklung und der planlosen Produktion stellenweise nicht mehr absehbare Lagerbestände angehäuft hatten. Dadurch war für die Webereien die eingangs erwähnte steigende Tendenz der Rohmaterialpreise nicht fühlbar in die Erscheinung getreten; es hatten vielmehr die Spinnereien ihre Preise fortwährend unterboten, bis sie zu einem Niveau gekommen waren, auf welchem eine Produktion nur noch mit Verlust aufrechtgehalten werden konnte. Durch Bildung von Ringen und innerhalb dieser durchgeführten systematischen Produktionseinschränkung brachte man es fertig, diesem fortwährenden Rückwärtsgehen ein Ende zu machen. Die notwendige Folge davon war eine Steigerung der Garnpreise, und die Weber waren nun auch gezwungen, ihrerseits auf eine Erhöhung der Waarenpreise zu drängen; daß die Großhändler sich gutwillig dazu verstehen würden, ist ja von vornherein ausgeschlossen, und so bildeten sich auch hier größere Industriegruppen, welche geschlossen eine Anerkennung ihrer Preise und Bedingungen zu erzwingen versuchten.

Kehren wir wieder zum einzelnen Geschäftsbetrieb zurück. Der Verkehr zwischen Fabrikant und Abnehmer, Großhändler, gestaltet sich, je nach der Branche, verschieden. Stapelwaaren, wie die gewöhnlichen Baumwollzeuge für Unterkleider und Haushalt, unterliegen wenig Veränderungen, weshalb hier die Verbindungen auch ziemlich konstant bleiben. Als ein Zwischenglied zwischen Produzenten und Abnehmer haben sich hier im Laufe der Zeit größere Färbereien und Appreturanstalten eingeschoben, indem sie aus den baumwollenen Stapelwaaren durch Verwendung technischer und chemischer Prozesse dem jeweiligen Geschmack angepasste Modewaaren machen. Der größte Theil der Käufer würde es nicht glauben, daß ein großer Prozentsatz der gebräuchlichen Kleiderstoffe, ja sogar der lebendglänzenden Satins einmal dem weißen Seidenstoff oder Nessel sehr ähnliche Erzeugnisse gewesen sind. Bedeutend komplizirter ist die Sache für die Webereibetriebe, welche gemusterte Waaren herstellen, ganz gleichgültig, ob dieselben aus vor dem Weben gefärbten Garnen bestehen, oder ob dieselben nur roh gefärbt und geblümt, oder ob endlich beide Typen vereinigt werden. Da der Modegeschmack fortwährend wechselt, giebt es hier keine Normen, die jährlich wiederkehren, und es kommt nicht selten vor, daß hier ganze Industriezentren Monate lang im Unklaren sind, was für die nächste Saison gangbar werden wird. Nicht allein, daß die Musterung, die Figurierung sich halb des Pflanzenmotivs bedient, dann wieder zu geometrischen Figuren oder Arabesken übergeht, auch in der Verwebung resp. Zusammenstellung der Materialien treten häufig von Saison zu Saison so unermittelte Veränderungen ein, daß etwa gebliebene Restbestände an Hauptplätzen nicht absetzbar sind. Hier ist es interessant zu betrachten, eine wie große Rolle im ganzen Getriebe Zufälligkeiten spielen. Der einzelne Fabrikant ist in dem großen Apparat, genannt Weltmarkt, eine ganz kleine Kugel. Würde jede Fabrikant das herstellen lassen, was seinem Geschmack entspricht, dann würden wir in fast jeder Stadt eine andere Mode haben. Das ist nun aber nicht der Fall; in Paris wird fast dasselbe getragen wie in London und Berlin, d. h. also die Mode, resp. der Modegeschmack ist in gewissen Beziehungen international. In Paris giebt es große Geschäfte, welche Modereisaktionen für die ganze Welt herstellen und so zum Versand bringen, daß z. B. die Muster für die nächste Wintersaison schon zu Anfang

Sommer in die Hände der Fabrikanten kommen. Wenn auch hier und da kleine Veränderungen vorgenommen werden, der Grundgedanke wird überall gleichmäßig kopirt. Nach diesem Muster läßt der Fabrikant seine Kollektionen herstellen und schickt nun die Reisenden zu den Großhändlern resp. Abnehmern. Bei diesen finden einzelne Farböne oder Figuralzusammenstellungen mehr Anklang als andere, und flugs weiß die Fachpresse der gesamten Industriewelt darüber Nachricht zu bringen. Die Kollektionen, welche sozusagen bis dahin in finsternen Kammern noch den vierten Theil ihres ursprünglichen Umfangs, und das ist dann das Stadium, in welchem die eigentliche Fabrikation erst beginnen kann. Vorrath zu arbeiten ist heute gänzlich ausgeschlossen. Was nicht auf Grund feststehender Ordres hergestellt werden kann, bleibt besser weg, da ein Verkauf über zahlreicher Stücke meist nur zu verlustbringenden Preisen möglich ist. In vielen Industriezentren, besonders der Kleiderstoffbranche, ist eine solche Musterkampagne manchmal eine wahre Leidenszeit. Die regulären Aufträge sind erschöpft, schon ehe etwas Sicheres über die kommende Saison zu sagen ist, die Fabrikation in der Weberei stockt aus den oben angeführten Gründen nicht selten gänzlich; desto lebhafter und heftiger geht es in solchen Perioden aber in den Mustereisaktionen zu.

Die Dessinateure fertigen Entwürfe über Entwürfe, von denen auch wieder nur ein kleiner Bruchtheil Gnade findet, die übrigen werden theils für die Zukunft aufgestapelt, theils vernichtet. Scheint ein Entwurf auf dem Papier gut, so ist damit noch lange nicht gesagt, daß er auch im Gewebe zur Zufriedenheit ansfällt. Darüber muß erst der Versuch entscheiden. Das Dessin wird in die Form gebracht, welche es für Webereizwecke haben muß, es wird die sogenannte Patrone angefertigt. Das ist eine Arbeit, die Alles andere, nur nicht schön ist. Für jeden Kettfaden des Gewebes und für jeden Schuß wird auf einem mit kleinen Quadraten bedruckten Papier eine Faserreihe von oben nach unten und von rechts nach links bezeichnet, und die einzelnen Quadrate in gewisser Reihenfolge mit einem feinen Pinsel farbig ausgeputzt. Nehmen wir nun ein kleines Muster von 400 Fäden in der Kette und 400 Schuß an, so würden auf dem Patronenbogen 400 x 400 kleine Quadrate zu nehmen sein, von denen unter Umständen vier Fünftel ausgeputzt werden müssen, also 128 000 kleine Quadrate. Nach dieser Patrone wird dann die Karte für die Maschine geschlagen, es erfordert dabei jeder Schuß eine eigene Karte, so daß also 400 zu schlagen sind mit je so viel Böchern, als eine Querreihe ausgeputzte Quadrate enthält. Durch Zusammenschneiden werden die Karten zu einem endlosen Band vereinigt, und erst jetzt kann an die Herstellung eines dem Mustereutwurf entsprechenden Waare am Webstuhl gedacht werden. Fällt derselbe nicht nach Wunsch aus, so war die ganze, bisher aufgewendete Arbeit vergeblich, das Dessin sammt Kartenmuster wird verworfen. Auf diese Weise gehen jährlich viele Tausende während einer Mustereisaktion verloren. Es kommt aber auch nicht selten vor, daß Entwürfe im Gewebe ganz gut ansfallen und trotzdem kein Meistwaare darauf bestellt wird; das Muster gehört dann ebenfalls zu den verlorenen. In der Seiden-Webstoff-Industrie sind diese Fälle noch viel häufiger und bei den dort üblichen Dimensionen in Kett- und Schußzahl ist der Verlust ein noch viel größerer.

Alle Beteiligten athmen deshalb erleichtert auf, wenn solche Perioden der Drangal wieder glücklich überstanden sind. Sind einmal die Reisenden zurück mit genügenden Aufträgen und die Fabrik ist wieder im vollen Betrieb, dann kehrt auch wieder ein mehr verthölicher Geist ein. Abgesehen von kleinen Zwischenfällen hält derselbe dann an, bis die Anlieferung der fertigen Waaren beginnt. Dann hat wieder seinen Zenit; alle Fehler, welche während der flotten Arbeitsperiode gemacht sind, kommen dann zum Vorschein, und wehe, über wen es dann hergeht. Das ist in großen Zügen der theilweise Verlauf des Austausches vom Rohprodukt bis zum fertigen Gewebe.

An den heiligen Gräbern.

Von J. Kamin-Sibirsk. Deutsch von Anna Schapire.

Der verabschiedete Sprawnik* Platon Schmarow ging aufgeregt über den schmalen Steppenweg und stieß einen kräftigen Fluch nach dem anderen aus.

„Diese Spitzbuben! ... Lumpenpack! ... Diese Kanakillen! ... Hauen müßt' man sie Alle! ... Ja, durchhauen und wie! ... Wenn sie mir mal in die Hände fallen würden ... hm! Ich würd' ihnen was zeigen. Die ganze Ansiedelung würde ich durchprügeln. Da ist nichts zu reden, eins, zwei, drei und fertig. Wie die Hähne würden sie krähen, ja wohl, die ganze Ansiedelung.“

Schmarow flüchte ganz eigentümlich, seine Worte kamen mit einem scharfen Klang, wie Geschosse, hinter dem struppigen Bart hervor, der von dem vielen Tabakspuffen ganz gelb geworden war. Manchmal blieb er einen Augenblick stehen, um Athem zu holen, schaute sich nach allen Seiten um und fragte drohend:

„Wa — a — as?“

Sein strenges, von unzähligen Narben durchfurchtes Gesicht war gebräunt und der struppige Bart gab ihm ein wolfsmähiges Aussehen, nur die kindlichen grauen Augen hatten ihren naiven Ausdruck behalten und bildeten einen sonderbaren Kontrast mit den zornigen Bewegungen des Alten. Der Greis war noch sehr rüstig und verrieth bei jedem Schritt den alten Nikolaewsker Soldaten. Weder der schäbige, geflickte Anzug, noch das Alter und die grauen Haare hatten ihm den spezifischen Soldatentypus rauben können. Während er jetzt aufgeregt den langen Wanderstab aus Bachholzer schwang, machte er unwillkürlich Bewegungen, die an die alte gute Zeit erinnerten, als er noch sein Gewehr schulterte. Das Bündel, das ihm über dem Rücken hämmelte, nannte er seinen Tornister, und nur die Beinkleider, die er in die Stiefel gesteckt hatte, brachten ihn in Verlegenheit, denn „damals“ war das nicht gestattet gewesen. Und Platon Schmarow zog noch immer im Paradeschritt an der Spitze seiner Abtheilung Schamil, dem kühnen Tschertessenführer, entgegen. Ach, die schöne, alte Zeit, jetzt war Alles vorüber.

„Diese Kerle! ... Diese Spitzbuben! ... Diese verfluchte Bande! ...“ schimpfte der Alte im Gehen weiter. „Das soll näher sein? Wie ist das näher? Von der Konoplinker Ansiedelung bis Plekioschkow sind dreißigzwanzig Werst auf der Landstraße ... Ja ... Und auf dem Steppenweg geht man nur acht Werst weniger! ... Hat sich was, mit weniger ... Drei Stunden marschir' ich schon und Plekioschkow ist noch nicht einmal zu sehen. Ich hab' schon gute fünfzehn Werst hinter mir ... So ein alter Esel, fängt der Kerl auf seine alten Tage an den Kosaken zu glauben! ... Durch die Steppe ist es näher ... Jawohl! ... Und ich hab' ihnen geglaubt! Auf den Bein bin ich ihnen gegangen, und diese Bande lacht sich jetzt halb tot über mich ... Nein, Freunde, so haben wir nicht gewettet. Ihr sollt mich noch kennen lernen, Antichristen, Seelenräuber, Lumpengefinde! Wenn ich zurückkomme, halte ich mich unbedingt in der Konoplinker Ansiedelung auf und laß' Alle durchhauen, eins, zwei, drei und fertig ... So ein Pack, solche Seelenräuber!“

Die Stimmung des Wanderers paßte nicht recht zu der Jahreszeit, zu dem hellen Sonnenschein und zu seiner Umgebung. Rings um ihn dehnte sich die endlose Barabinskter Steppe wie ein buntes, orientalisches Teppich. In dem üppigen Gras, das mit unzähligen bunten Blumen wie besät war, schlugen die Wachstel und zirpten die Grillen, die Luft erklang von dem Triller unsehbarer Lerchen, und aus den Millionen von Blumentelchen stieg ein schwerer, wollüstiger Geruch auf. Schmetterlinge tanzelten spielend über dem Gras, die Luft summete förmlich von diesem Ueberfluth von Leben. Noch

oben, irgendwo, schwebten wie dunkle Punkte die Habichte und lauerten scharf auf ihre Beute. Der schmale, wie mit Pulverstaub bedeckte Fußweg lief in unzähligen Windungen, so daß Schmarow nicht einmal die Richtung, in der das Städtchen liegen mußte, erkennen konnte. Weit in der Ferne stieg eine dicke Rauchwolke auf, vielleicht brante eine Kosakensiedelung, vielleicht hatte die Steppe selbst Feuer gefangen.

„Zu guterletzt werd' ich noch braten wie ein Gase“, fuhr es durch Schmarow's Kopf, „trockenes Gras vom vorigen Jahre liegt genug herum.“

Er fing an müde zu werden, und der Durst quälte ihn, im Tabakbeutel war nur noch ein schäbiger Rest, mit einem Worte: Alles ging schief, wie's eben kommt, wenn man vertrauensfertig irgend einer Kosakensiedelung in's Garn läuft. Schließlich, als sein ganzer Vorrath an Schimpfwörtern verbraucht war, hörte er sogar zu fluchen auf und ging nur noch mechanisch weiter, wie eine gut aufgelegene Maschine. Als erfahrener Fußgänger wußte er, daß er sich jetzt nicht hinsetzen durfte, sonst konnte die Müdigkeit so überhand nehmen, daß ihm das Aufstehen nachher fast unmöglich war. Endlich, als seine Kräfte ihn immer mehr verließen, sah er am Horizont eine dunkle Masse aufsteigen, die sich immer deutlicher in der bläulichen Ferne abzeichnete.

Platioschki, dachte er. Ein Schluck Milch wird jetzt gut schmecken, oder ein Glas kalten Kwas. Aber wenn's am Ende ein Wald ist?

Der Alte rieb sich die Augen, um sich zu überzeugen, ob er nicht am Ende träume. Aber nein, die dunkle Masse rückte nicht vom Fleck, und er ging unwillkürlich rascher. Der räthselhafte Gegenstand schien noch anderthalb oder zwei Werst von ihm entfernt zu sein, aber in der Steppe sind Entfernungen eben so schwer zu schätzen wie auf dem Wasser. Nach einer halben Stunde überzeugte sich Schmarow, daß die dunkle Masse einfach ein junges, lüchtes Birkenwäldchen war, in dem außerdem ungefähr ein Duzend hundertjähriger Fichten ihre Zweige ausbreiteten. Dort mußte entschieden eine Quelle sein, und Schmarow ging noch rascher. Bald konnte er die einzelnen Bäume unterscheiden und ihm schien, als würde er in der Luft schon jene eigentümliche Kühle spüren, die eine Quelle ausströmt:

„Ah, sieh' mal Einer an, ist das gut!“ sagte er laut.

Am sonderbarsten war, daß kein Dach in der Nähe des Waldes zu sehen war. Wie ein Meer breitete sich die Steppe nach allen Seiten aus, endlos, geheimnißvoll blühend und grünend.

„Ein Landgut, das irgend Jemand gehören muß“, dachte er laut; „wie der Sitz eines Edelmannes schaut es aus, ganz so wie bei uns im Tombowsker Gouvernement.“

Als er ganz nahe an das geheimnißvolle Wäldchen herangetreten war, überzeugte er sich jedoch, daß er ganz allein in der Steppe war. Er stand am Rande eines Abgrundes, an dem ein kleiner Steppenbach vorüberfloß. Durch die dünnen Zweige konnte er jetzt das Städtchen sehen, das dicht hinter dem Walde lag.

„Ist das aber ein Plätzchen“, dachte er wieder laut. Sein scharfer Polizeiblick entdeckte sofort die Anwesenheit eines Menschen. Dieser Mensch kauerte im Schatten einer Birke und that irgend Etwas, während er sich einmal um das andere tief zur Erde hinabneigte. Man hätte im ersten Augenblick denken können, daß er bete, aber der unbekante Mensch trank einfach Wasser, das er aus einer kleinen, halb im Gras versteckten Quelle schöpfte. Schmarow näherte sich ihm ganz leise, wie es ihn seine jahrelange Polizeipraxis gelehrt hatte, packte den Mann an den Schultern und fragte streng:

„Was bist Du für ein Mensch?“

„Wir sind, heißt es, Niakensker, aus dem Niakensker Gouvernement, heißt es“ antwortete mit singender Stimme ein kleines, altes, gebeugtes

Männchen und nahm seinen riesigen, durchlöchernten Strohhut ab:

„Wo ist Dein Paß“, fragte Schmarow noch strenger. „Wir kennen Euch schon mit dem Niakensker Gouvernement!“

Der Alte lächelte zuvorkommend und zog langsam ein kleines, in Lumpen gehülltes Paket aus dem Gürtel. Er wickelte es behutsam auf und zog ein paar zusammengefaltete Papiere heraus. Schmarow setzte sich in's Gras und begann aufmerksam zu lesen. Erst fiel ihm ein Paß in die Hände, ausgestellt auf den Namen des Bauern Nila Motisien Gladkow und ein Leinwandzeugniß seiner Gemeinde; dann fand er die Abschrift einer langen Bittschrift an den Präsidenten des Zemstwo* und schließlich ein Blatt des Tausendkünstlers Matratti, der das wohlthätige Publikum von der Eröffnung seiner Vorstellungen benachrichtigte. Das alte Männchen betrachtete Schmarow und lächelte noch immer zuvorkommend. Herrgott, wie viele Leute hatten seine Papiere schon durchgesehen, wie viel Herren von der Obrigkeit hatten sie schon gelesen, und es war nichts zu machen, es war Alles in Ordnung. Nicht einmal so viel als das Schwarze unter'm Nagel konnten sie finden. Schmarow las laut die Personenbeschreibung im Paß und verglich sie mit dem Original. Vierundsechzig Jahre — ist da; eine Glase — ist da; dichter grauer Bart — ist da; graue Augen — ist da; an der linken Hand ist der kleine Finger halb abgehakt — ist da; besondere Kennzeichen — keine.

„Nur der Wuchs paßt nicht mehr ganz“, erklärte das Männchen. „Sie haben mich gemessen, als ich noch jung war, und jetzt wachse ich schon wieder in die Erde hinein. Ich bin an der Grenze, heißt es.“

„Ja, ja“, nickte Schmarow bestätigend und faltete die Papiere wieder zusammen.

„Sie können ohne Zweifel sein!“

„Woher, wohin, warum?“

„Der heißt Silantij.“

„Was für ein Silantij, hat er einen Paß?“

„Alles in Ordnung ... Also er, Silantij ist am Altaj, heißt es, und hat einen Brief geschrieben, heißt es.“

„Kann er schreiben?“

„Wo schreiben ... nicht einen Buchstaben kann er schreiben.“

„Also wie hat er einen Brief geschrieben?“

„Er hat so einen Menschen gefunden ... Also er schreibt, heißt es.“

„Was schreibt er?“

„Verschiedenes ... Denn er ist, heißt es, ein vernünftiger Mensch und kann vollkommen einstehen.“

„Und Du kannst auch einstehen?“

„Ja, auch vollkommen: denn die Gemeinde hat mich, heißt es, bevollmächtigt. Wir verlassen uns auf Dich, Moseitsch, haben sie gesagt. So ist die Sache.“

2.

Schmarow warf sein Bündel auf den Boden, zog seine Stiefel aus und schöpfte dann mit einem kleinen Glase Wasser aus der Quelle.

„Gut“, brummte er halb zu Moseitsch gewandt, während er gierig das Wasser schlürfte.

„Wie am besten ... von Erster Sorte ... Die Quelle ist ganz frisch.“

Schmarow zog den schäbigen Rock aus, öffnete den Hemdtragen und begann sich sorgfältig zu waschen. Moseitsch bemerkte, daß er sehr prustete, und schloß daraus, daß er „ein Herr“ sein müsse. Nach der Hitze der endlosen Steppe that der Schatten der kleinen Birkenstämme wohl, die Sonnenstrahlen drangen schräg, wie goldige Staubwölken durch die Zweige, und auf dem hohen Gras schaukelten goldene, schwere Flecken, langsam, als wenn sie in die Erde einsinken wollten. Einige Schritte von der Quelle entfernt lagen zwischen dem Gebüsch ganze

* Provinzialverwaltung.

* Der Sprawnik steht an der Spitze der administrativen und politischen Gewalt eines Bezirkes.

Haufen von Steinen. Schmarow bemerkte sie und machte wieder ein wüthendes Gesicht.
 „Was ist das?“ fragte er streng Moseitsch.
 „Steine.“
 „Warum sind sie hier?“
 „Was weiß ich! ... In Matioschi haben sie mir gesagt, das sind heilige Gräber. Früher, sagen sie, haben die Wajschiren hier in der Steppe gewohnt, noch vor den Kirgisen, nun, und sie hatten ihre heiligen Gräber. ... Also haben sie sie hier begraben.“

„Und woher haben sie die Steine gebracht?“
 „Das ist so eine Gewohnheit bei ihnen. Wer zu den Gräbern geht, bringt einen Stein mit. So wie bei uns die Lichte.“

„Solche Eitel, solche Dummköpfe!“ Schmarow landete ein paar kräftige Flüche an die Adresse der unbekanntem Peter. „Zweihundert Werst von hier findet man noch keinen Stein. Hab die Güte und schlepp ihn!“

„Ja, vielleicht wenn Einer Sünden hat, heißt es, schleppt er ihn, erklärte ruhig Moseitsch. Wie beim, wenn wir etwas geloben. Oder wenn Einer, Gott behüte, eine schwere Krankheit hat, heißt es ... so Verschickenes.“

Schmarow begann langsam sein Bündel aufzuschütten. Zuerst breitete er ein buntes Tuch auf dem Rajen aus, das ihm das Licht ersehen mußte, und kramte dann aus einem Stück Papier seine Konserven hervor, ein Stück in der Sonne gedörrtes, feinhartes Schaffleisch, irgend einen gedörrten, sibirischen Fisch und einige Broden Weißbrot.
 „Ach ja, wenn ich einen Kessel hier hätte,“ brummte er, den Kopf schüttelnd. „Wenn man diese ganze Geschichte kochen könnte und dann heiß essen ... Aber man kann doch nicht mit einem

Kessel auf dem Rücken herumlaufen, die Leute halten Eingen dann am Ende für einen heimatlosen Landstreicher.“

Er wandte sich wieder an Moseitsch und fragte streng:

„Für wen hältst Du mich eigentlich, hm?“
 „Nun, natürlich für einen Herrn. Sie sehen wie ein Herr aus, heißt es.“

„Ja, ja, schon gut, aber es giebt Herren und Herren.“

„Ja, das heißt, es giebt wirkliche Herren und dann solche Herren, die bloß so heißen, heißt es.“

„Esel! Deine Gemeinde in Matian hat wohl keinen Klügleren schiden können! Und Dein Silantij ist auch so ein Esel!“

„Was für ein sonderbarer Herr, dachte Moseitsch lächelnd, solche Herren, die sich auf der Landstraße herumtreiben, haben wir in Matian in Wirthshäusern, so viel wie wir wollen.“

Während Schmarow mühsam die trockenen, dünnen Scheiben Lanumfleisch zerkaut, fiel ihm plötzlich wieder die Schmach ein, die ihm die Kosaken der Konoplinker Ansiedelung angethan hatten, und er begann wieder furchtbar zu stutzen. Nachdem er sein ganzes Gesicht erschöpft hatte, wandte er sich wieder an Moseitsch.

„Also Dir haben sie in Matioschi auch von dem näheren Weg erzählt? Cha, cha, cha ... Ach, Du alter Esel!“

„Man hat mir gesagt, es ist näher. Also bin ich gegangen.“

„Also ja eben ... Ich hab' es auch geglaubt. Wenn Du nach der Konoplinker Ansiedelung kommst, so sag' den Kosaken, der Spratnik Platon Schmarow werde sie nicht vergessen.“

Bei dem Worte „Spratnik“ malte sich pantischer

Schrecken auf Moseitsch's Gesicht, er wollte aus Höflichkeit aufstehen, aber Schmarow hielt ihn zurück.

„Bleib' sitzen, alter Esel! Früher einmal war ich Spratnik und jetzt bin ich so viel wie'n Cronmelschläger bei einer alten Ziege. Wenn ich aus Petersburg nach Sibirien zurückkomme, ja, dann mein Freund, wirst Du länger stehen müssen, als Dir lieb sein wird. Aber jetzt bleib' sitzen! Also was schreibt Silantij?“

„Alles schreibt er, Euer Wohlgeboren. Also das heißt, er hat sich schon dort um Alles gekümmert. Die Erde schreibt er, ist so weich wie ein Schaffell und das Gras ist so hoch, daß man einen Menschen darin nicht sehen kann; und Erde ist da so viel als man will. Vieh ist billig wie Borchtsch bei uns. Also Alles, heißt es, ist in Ordnung.“

„Ja, ja.“

„Und wir, heißt es, halten es nicht mehr aus in Rußland. Die Felder liegen alle aneinander in unserer Gemeinde, die ganze Erde ist schon gepflügt, die Nacht ist so hoch, daß kein Mensch sie zählen kann; und überall steht die Obrigkeit hinter einem. Wir haben keinen Platz mehr, eine Henne aus dem Haus zu schicken. Und dort ist Alles da. Wir haben zu Hause Wald gar nicht mehr gesehen und dort, schreibt Silantij, ist der Wald so hoch, daß er ein Loch in den Himmel reißt, er hat Alles gesehen und schreibt Alles im Brief. Bienen sind da und Fische in den Flüssen und Hahnenhühner im Wald, in der Wirthschaft kann man das gebrauchen. Silantij hat sich gut nach Allem umgesehen.“

„Ja, ja.“

„Und im Wald, schreibt er, sind Schwämme und Beeren.“

(Schluß folgt.)



• • • Lenzblut. • • •

Ström' hin, du heißes Leben,
 Du willst zur That gedeih'n!
 Die rothen Fulse heben
 Die perlenreicher Wein.
 Ein werdendes Begehren
 Dast brandungsmäßig auf,
 Süßdumme an die Schären
 Der Zagheit schlägt sein Lauf.
 Schaumjuchzend wogt der Wille
 Aus Giesen wunderbar,
 Zerflatternd fließt die Stille,
 Die so allmächtig war.
 Nach unbekanntem Norden
 Drängt werdend die Brust.
 Ich bin zur Thräne worden.
 Was wirst du wirken, Lust!
 Franz Dickrich.

Die Frau des Verurtheilten. Man hat sie Beide eines ungeheuren polnischen Verbrechens halber auf Jahre zur Zwangsarbeit in Sibirien verurtheilt. Ein Bauer ist der Eine mit hohen Schafstücken, ein Handwerker aus der Stadt der Andere. Jedem zur Seite ist als Bewachung ein Soldat, das geladene Repetiergewehr mit angelegtem Bajonet in der Hand, um jeden Nachtversuch oder jede Ungehorsamkeit sofort zu ahnden. Der Eine der Soldaten, der ältere, hat schon oft bewährte „Bewachungen“ mitgemacht. Die knorrige Lage der Verurtheilten macht ihn nicht mehr. Der Andere hingegen hat noch ein weiches Herz; er ist jünger und deshalb auch weniger abgehärtet und weniger heimlichlos.
 Die „Verthiger“ aber werden gar nichts von der Bewachung, die man ihnen gesendet, so sehr hat sie der Schwärz überwältigt. Mit großen, glänzenden Augen starrt der Eine in die unbekannte Zukunft. Des Haupt des Anderen ist bornübereckelt. Mit beiden Händen wagt er zum letzten Male für lange Jahre sein Weib, des Hingebens auf den Rücken, mit dem Kopf auf seinem Schwanz, der ihm liegt. Und der Schwanz des jüngerer Mannes ist auch ihm. Aber seine Augen können nicht in den Himmel, und nur der Kopf zu jammervolligen Hand und der Finger jammervolligen Händen erheben über seinem Haupt.

Ueber die Gewinnung und den Verkauf von Oel in altrömischer Zeit geben Malereien, die bei den Ausgrabungen in Pompeji im „Hause der Bettler“ gefunden wurden, vorzügliche Auskunft. Die Bettler waren nach einer Inschrift, die man an ihrem Hause vorfand, Freigelassene. Die hervorragende Bedeutung ihres Hauses beruht auf seinen außerordentlich schönen Malereien, von denen einige die Gewinnung und den Verkauf des Oeles zeigen. August Mau giebt in seinem Buche: Pompeji in Leben und Kunst“ (Leipzig. Wilhelm Engelmann) von diesen Bildern folgende Beschreibung: Rechts sieht man die Presse, die Unterlage ist ein weißer, viereckiger Stein, wie davon einige in Pompeji gefunden sind, mit kreisförmiger Schließung auf der Oberfläche und Ausguß vorn. Ueber ihm stehen zwei oben durch eine Decke verbundene Holzstämme, jede mit einer großen, vertikalen Deschnung. In diesen Deschnungen liegen horizontal, nach oben und nach unten frei beweglich, vier Bretter; unter dem untersten liegen die Oliven, zwischen den übrigen, sowie zwischen dem obersten und der Decke liegen Holzkeile, die durch Hammerschläge immer tiefer hineingetrieben werden, so daß nun das unterste Brett immer stärker auf die Oliven drückt. Ein Bild aus Jerusalem zeigt den Vorgang noch deutlicher. Daneben steht dann das Oel auf einem Dreifuß über Feuer und wird endlich in einem großen trichterförmigen Gefäß noch weiter-berarbeitet.
 Sodann kam der Verkauf. Oelfläschen und Oelkrüge verschiedener Größe und Form stehen in einem vierfüßigen offenen Kasten und in einem hohen Schranke; in diesem ruht auch eine Statuette: es kann eine Aphrodite sein. Daneben noch einmal das Oel auf dem Feuer: es scheint, daß gelegentlich auch warmes Oel verkauft wurde. Auf dem offenen Kasten liegt eine Pappcylinderrolle und eine Waage. Das Oel wurde nämlich nach Gewicht verkauft; eine Randinschrift in dem Hause neben dem der Bettler besagt: XIII k. Pe. oli p. DCCCXXXX, — 20 Januar, 840 Pfund Oel.“

Endlich die eigentliche Verkaufszene. Die Käuferin, eine etwa zwanzigjährige, sitzt auf einem metallenen Stuhl mit rothem Polster verziert. Der Verkäufer steht ihr gegenüber, mit einem Gefäß eine Probe aus dem Krüge herausnehmend. Es handelt sich um ein feines Parfümöl; die Käuferin hat einen Tropfen auf ihrem linken Unterarm gerieben, den sie nun mit der rechten Hand emporkühlt, um den Geruch zu prüfen. Reizend ist der Kontrast der nachlässig und doch elegant hantierenden Dame und ihrer Dienerin, die in strenger Haltung, den Fächer auf der Schulter, hinter ihr steht.

Der Antikohörer, ein Ersatz des Kohörers bei der drahtlosen Telegraphie. Die drahtlose Telegraphie Marconi's beruht bekanntlich auf der ungehinderten Fortpflanzung elektrischer Wellen durch die Luft und etwaige Widerstände wie Häuser, Bäume etc. Auf der Empfangsstation müssen die Wellen aufgefangen und gesammelt werden, wobei sie auf irgend einen Apparat fallen müssen, der dadurch ein äußerlich erkennbares Zeichen giebt. Marconi ließ sie auf einen sogenannten Kohörer fallen, d. i. in eine mit Metallspänen gefüllte Röhre, welche in den Kreis eines elektrischen Stromes eingeschaltet ist; der Widerstand in dieser Röhre ist so groß, daß der Strom nicht zu Stande kommt. Sobald jedoch die elektrischen Wellen auf die Metallspäne (Eisen-, Nickel- und Silberspäne) fallen, schließen diese sich enger zusammen und ihr Widerstand wird geringer. Zwiolgedessen kommt jetzt der Strom zu Stande und kann einen Elektromagneten in Wirksamkeit setzen. Leider hört der Strom auch nach dem Aufhören der Bestrahlung nicht auf, so daß die Röhre erst noch mit einem kleinen Hammer angeschlagen werden muß, ehe die Metallspäne ihre frühere Lage wieder einnehmen.

Von diesem Uebelstand ist der Antikohörer, auch Schäfer'sche Platte genannt, frei; wie wir hören, ist derselbe auf der österreichischen Station Pola für drahtlose Telegraphie mit gutem Erfolg in Gebrauch. Derselbe besteht aus einem Silberspiegel mit feinen Rippen, also einer Platte mit feinen Silberspalten, die man durch einen ein Grad dicken Diamanten leicht bis 1/100 Millimeter Breite herstellen kann. In einen Stromkreis eingeschaltet erweisen sich die Spalten nicht als vollständige Unterbrechungen, sondern stellen nur einen bestimmten Widerstand für den Strom dar, der auf einzelnen Silberbrücken, die sich zwischen den Spalten bilden, seine Bahn verfolgt. Sobald nun eine solche Platte der Bestrahlung durch elektrische Wellen ausgesetzt wird, erhöht sich ihr Widerstand ganz beträchtlich und nimmt beim Aufhören der Bestrahlung sofort seinen früheren Werth wieder an.

Das plötzliche Schwächerwerden des elektrischen Stromes bei der Bestrahlung durch elektrische Wellen ist ein Zeichen, das sich unmittelbar fund giebt. Man konnte auf diese Weise noch auf fünfzehnzig Kilometer Entfernung sichere Signale erhalten; diese Entfernungen stehen den mit den empfindlichsten Kohörern erhaltenen nicht nach. Der Antikohörer berechtigt demnach zu recht guten Erwartungen. — bt.

Nachdruck des Inhalts verboten!